

dern weiß, so unerfreulich, so aufreizend einseitig, so flau und kitschig wirkt anderes. (Vgl. etwa das Zwiegespräch auf S. 569.) Vor allem erscheint die Grundstimmung des Buches — die Grundhaltung des Autors, muß man leider folgern — als so geartet, daß man schwerlich dazu Ja sagen kann.

Die Schwarzweißmalerei ist so offensichtlich, daß einem starke Zweifel am Sinn des Autors für Objektivität überhaupt kommen. Von Amerika und amerikanischem Wesen wird in geradezu verhimmelnden Tönen gesprochen, um alles Englische umso verworfener erscheinen zu lassen. Die Bildungs- und Wissenslücken des Autors verzerren im Bunde mit seiner Voreingenommenheit die Wirklichkeit und die Geschichte in peinlicher Weise. In der ausgezeichneten Besprechung des Buches von Kurt Löwenstein (in dem in Tel Aviv erscheinenden Mitteilungsblatt „Olej Merkasz Europa“, 1960, Nr. 15/16, S. 9 unter dem Titel „Der ‚falsche Exodus‘“) ist auf Einzelheiten hingewiesen. Hier sei nur noch folgendes angemerkt. Der Antisemitismus in den ostslawischen Ländern ist eine traurige Tatsache; Pauschalurteile aber sind immer ungerecht. Es geht nicht an, bei einem Vergleich von Widerstands- und Hilfsaktionen in Ost und West während der Hitlerzeit die ganz anders gelagerten Verhältnisse unbeachtet zu lassen und kein Wort darüber zu verlieren, welch mörderischem Druck Polen ausgesetzt war, schlimmer als jedes andere von den Nationalsozialisten besetzte Land.

Vom Chassidismus weiß er nicht mehr zu sagen, als daß er eine „Ausgeburd der Verzweiflung“ sei (vgl. S. 176). Sollte Martin Buber in den USA gänzlich unbekannt sein?

Religiöse Dinge werden in Uris Roman kaum berührt — das wäre nicht von Übel — aber wo sie bei Uris ins Spiel kommen, haben sie keine Substanz, wirken sie unecht.

Die in die Romanhandlung verwobenen bestsellerischen Liebesgeschichten sind für das Niveau des Buches besonders bezeichnend. Was an Würde fehlt, ist durch Sentimentalität ersetzt. Über die Sprünge der Psychologie kann man nur staunend den Kopf schütteln. Trotz oder neben allen lyrisch-gefühlvollen Partien gilt die Vorliebe des Autors aber den kriegerischen Szenen. Sie werden breit ausgemalt, um die Helden entsprechend hervortreten zu lassen. Ein Freund Israels kann nicht glauben, geschweige denn wünschen, daß diese „Helden“ die Leitbilder der israelischen Jugend wären oder würden.

Das Tagebuch des David Rubinowicz: Aus dem Polnischen übertragen von Wanda Bronska-Pampuch. Mit Anmerkungen und 4 Faksimile. Frankfurt a. M. 1960. S. Fischer-Verlag. 88 Seiten.

David ist ein zwölfjähriges jüdisches Kind aus dem kleinen polnischen Dorf Krajno im Bezirk Kielce. Der Ort hat eine jüdische Minderheit von sieben Familien. Davids Vater führte einen Milchladen. Der Junge beginnt sein Tagebuch (das aus Schulheften besteht) zunächst wohl aus Langeweile, vielleicht auch, um sich im Schreiben zu üben; er darf ja nicht mehr die Schule besuchen. „Wenn ich mich erinnere, wie ich zur Schule gegangen bin, kommen mir die Tränen“, klagt er. „Heute muß ich zuhause sein, darf nirgends hingehen.“

Die Eintragungen — in sorgfältiger Kinderschrift — reichen von März 1940 bis Juni 1942. Es sind schlichte kindliche Niederschriften, gerade in ihrer Einfachheit ein erschütternder Spiegel der Ereignisse oder richtiger: der von der deutschen Besatzungsmacht getätigten Maßnahmen, die das polnische Judentum von Woche zu Woche mehr einschnürten. Ghettos werden eingerichtet. Am 1. November 1941 berichtet David, daß „jeden, der herausgeht oder (unbefugt) hineingeht, die Todesstrafe erwartet . . . Das hat mich sehr traurig gemacht.“ Am 28. Dezember werden fünf Juden erschossen, weil jemand sie beschuldigt, sie hätten Pelze versteckt. Die Wochen vergehen „voll Furcht und Entsetzen“. Im Januar hören sie, daß auch die Juden in den Dörfern ausgesiedelt

werden, und warten nun Tag um Tag voll Angst, daß die Reihe an ihnen ist.

Davids Familie ist fromm; immer begleitete David den Vater ins Bethaus. „Wir haben uns schon der Gnade Gottes ergeben, sind zu allem mit offenen Armen bereit“, schreibt das Kind am 28. Februar.

Der jüdische Milchhändler ist bei den polnischen Nachbarn offenbar gut gelitten. „In unserm Dorf gibt es beinahe niemand, dem es nicht um uns leid tut“, trägt David am 10. März ein. „Nach dem Abendbrot sind viele Bauern zu uns gekommen . . ., denn morgen sind wir nicht mehr da. Als ich mir vorstellte, daß wir von hier fortgehen müssen, da mußte ich hinaus auf den Hof, weil ich so geweint habe, und dort stand ich mehr als eine halbe Stunde und schluchzte.“ Zunächst können sie alle zur Tante nach Bodzentyn kommen, wo sie nicht fremd sind und jeder sie gut behandelt, „wie Brüder“. Aber bald nehmen Angst und Grauen wieder überhand. Juden werden unterwegs totgeschlagen. Der Hunger wird immer ärger. Die grausamen Razzien mehren sich. „Jeder geht verängstigt herum und überlegt, wo er sich hier verstecken und einen sicheren Ort finden könnte. Aber wo kann man sich jetzt sicher fühlen?“ fragt David. „Überhaupt nirgends.“ Immer wieder Haussuchungen, Strafzahlungen, Beschlagnahme der wichtigsten Lebensgüter, Verhaftungen, Erschießungen. Der Vetter wird fortgeholt. Die Eltern von zwei kleinen Kindern gegenüber.

Alle Not hindert nicht, daß David sich eines Tages mit seinem Vater verzürnt und in seinem Tagebuch bittere Klage führt, sein Vater habe ihn „gar nicht gern.“ Einige Tage später aber wird der Vater zur Zwangsarbeit fortgebracht. Da weiß David wieder, was ihm sein guter Vater bedeutet. Seine Reue ist grenzenlos. Die jüdischen Männer werden auf Lastautos fortgeschafft. „Ich schluchzte laut, als sie nahe waren“, vertraut er dem Tagebuch an, „und rief: Papa, wo bist Du, ich will Dich noch sehen, und sah ihn auf dem letzten Wagen, weinend, ich sah so lange hin, bis er hinter der Biegung verschwand, und erst jetzt weinte ich laut und fühlte, wie sehr ich ihn liebe und er mich, und erst jetzt fühlte ich, daß das, was ich am 1. Mai geschrieben habe, daß er mich nicht liebt, eine Lüge ist . . . Wenn der liebe Gott gibt, daß er wiederkommt, werde ich nicht mehr so zu ihm sein. Sehr lange habe ich noch geweint . . . Das Teuerste, was wir in der Welt hatten, haben sie uns genommen, und dazu ist er noch krank.“ Von nun an dreht sich das Denken und Tun Davids und der ganzen Familie darum, dem Vater zu helfen und ihn frei zu bekommen. Herr Rubinowicz ist mit den andern jüdischen Männern nach Skarzysk geschafft worden, wo das Zwangsarbeitslager „Hasag“ eines deutschen Rüstungskonzerns aufgebaut wird. Aus den Anmerkungen erfahren wir, daß in diesem Werk in den zwei Jahren seines Bestehens 10 000 Menschen umgekommen sind, von 15 000 Juden, die hindurchgingen. Davids Vater war nur einen Monat dort. Am 1. Juni ist David außer sich vor Freude über die Rückkehr des Vaters und zittert zugleich vor Grauen über das, was der Vater von dem Lager berichtet. „Wenn einer nicht gut singt oder marschiert, bekommt er mit der Peitsche. Wecken ist um 4 Uhr früh, und um 5 Uhr nachmittags hören sie auf zu arbeiten. 13 Stunden darf man sich keine Minute hinsetzen, wer sich hinsetzt, der bekommt furchtbar . . .“

Die Eintragung vom 1. Juni 1942 ist die letzte in Davids Tagebuch; sie schließt mit dem Bericht von der Erschießung einer jüdischen Mutter und ihrer Tochter. Mitten im Satz bricht das Tagebuch ab. Wir wissen nicht, was David und seiner Familie in den folgenden drei Monaten begegnete. Aber wir wissen mit grauenvoller Sicherheit, daß man die gesamte jüdische Bevölkerung von Bodzentyn im September 1942 zu der 25 Kilometer entfernten Bahnstation Suchedniow trieb und von dort mit Tausenden jüdischer Menschen aus anderen Orten am Feiertag Jom Kippur in Viehwagen nach Treblinka brachte. Auch der kleine David hat in den Gaskammern von Treblinka den Tod gefunden.

Die fünf Schulhefte seines Tagebuches entdeckte ein polnischer Nachbar in der ausgeraubten Wohnung der Familie

und versteckte sie auf dem Speicher. Als man den Boden viele Jahre später aufräumte, gerieten die Hefte in den Kehricht. Eine verständige Frau fand sie und übergab sie einem polnischen Verlag, der sie 1960 in Warschau herausbrachte.

Elieser Jeruschalmi: Das jüdische Martyrerkind. Nach Tagebuchaufzeichnungen aus dem Ghetto von Schaulen 1941-1944. Mit einem Vorwort von D. Hermann Maas und Zeichnungen von Abram Ameraut. Übersetzung aus dem Hebräischen von Mirjam Singer. Verlag der Ökumenischen Marienschwesternschaft, Darmstadt-Eberstadt 1960. 64 Seiten.

Sechs kurze Berichte von Kinderschicksalen, ein schmales Bändchen, aber es legt sich uns schwer auf das Herz. Die Eltern des kleinen Moischele sind im September 1941 mit seinen Geschwistern lebendig begraben worden. Das Kind konnte sich retten. Es wird der kleine Vagabund des Ghettos, der sich immer wieder dem tödlichen Zugriff zu entziehen weiß, bis man ihn mit den letzten Kindern nach Stutthoff schafft. Der dreijährige Meierl, der kranke Rubi, der hochbegabte Immanuel und seine fünf Geschwister haben noch ihre Mütter, die mit ihren letzten Kräften und dem Mut der Verzweiflung für ihre Kinder kämpfen, bis es nicht mehr möglich ist. Der Mutter Immanuels wird die teuflische Erlaubnis erteilt, zwei ihrer Kinder „nach Wahl“ zu retten; alle strecken ihr die Arme entgegen. Da kann sie nur noch schreien: „Schlagt mich mit meinen Kindern tot!“ Ebenso grauenhaft ist, was von dem „Kinderfreund“ berichtet wird, einem SD-Mann, den der Liebreiz und die Intelligenz mancher Kinder so bezaubert, daß er sie liebkost und beschenkt, um sie am Tag der „Kinderaktion“, am 5. November 1943, als erste ihren Müttern zu entreißen und den SS-Männern auszuliefern, „die sie auf die Wagen werfen und in die Gaskammern fuhren. Kaltblütig stand er dabei und sah zu“ (S. 57). Nur der letzte Bericht gewährt einen Lichtblick. Juli 1944. Die Russen an der litauischen Grenze. Deportation der baltischen KZ-Lager „ins Reich“, d. h. in den Tod. Einer jungen Mutter gelingt es, im letzten Augenblick vor der Deportation ihre beiden kleinen Kinder einer russischen Frau zuzuführen, die sie retten will. — Der Verfasser der sechs Berichte, ein Lehrer, lebte, wie er in der Einleitung aussagt, in den Verfolgungsjahren im Ghetto und KZ-Lager von Schaulen. Zwei Jahre lang konnte er im Geheimen die Ghettokinder unterrichten und beschäftigen. Nachts führte er Tagebuch und sammelte Dokumente der Verfolgung im Baltikum. Ein Teil des gesammelten Materials wurde während des Nürnberger Prozesses fotokopiert und 1958 unter dem Titel „Pinkas Schauli“ („Tagebuch von Schaulen“) von dem wissenschaftlichen Institut Yad Washem veröffentlicht. Mutter und Schwester des Autors kamen in Treblinka ums Leben. Seine Frau und seine Kinder konnten sich wie er selbst nach der Flucht aus dem Ghetto bei katholischen Pfarrern verbergen.

Erwin Sylvanus: Korczak und die Kinder. Ein Stück. Mit einem Bildnis von Dr. J. Korczak und 4 Bühnenfotos. Forum-Reihe, herausgegeben in Verbindung mit dem Forum für junges Theater, St. Gallen 1959. Tschudy-Verlag. 60 Seiten.

Janusz Korczak ist keine Roman- oder Theaterfigur. Sondern unser Zeitgenosse. Vor 20 Jahren lebte dieser Dr. med. Henryk Goldszmith noch in Warschau als ein von Polen und Juden hochgeschätzter Arzt. Er war der Sohn eines jüdischen Rechtsanwalts, hatte in Berlin, Paris und London studiert und sich als Kinderarzt an einem Warschauer Krankenhaus niedergelassen. Das Elend der armen Bevölkerung, vor allem der Kinder, das ihm dort vor Augen trat, ließ ihn zu einem Sozialreformer im Sinne Pestalozzis werden. Die Erträge seiner literarischen Arbeiten halfen ihm, eine Sommerkolonie zu finanzieren und vor allem ein Haus für jüdische Waisenkinder, denen er bis zu seinem Tod der liebevollste Vater war. Als die jüdischen Kinder von der deutschen Besatzungsmacht zum Tod in den Gaskammern verurteilt wurden, ging Janusz

Korczak mit ihnen, obwohl er sich hätte retten können. Das Tagebuch des Hillel Seidmann aus dem Warschauer Ghetto berichtet darüber in einer Eintragung vom 12. August 1942: „Heute soll Korczaks Waisenhaus ‚evakuiert‘ werden. Er selbst dürfte bleiben, weil Ärzte benötigt werden... Aber Korczak wollte nicht zurückbleiben. Er ging mit seinen Kindern in den Tod. Vor dem Waisenhaus bildete sich ein endloser Zug... bleicher, abgemagerter und ausgemergelter Kinder... Aber keines weint. Sie kamen die Treppe sitzsaft herunter, stellten sich in Reihen auf und schauten ihren Doktor an. Sie sind genau so manierlich wie sonst. Ihr Doktor bleibt ja bei ihnen. Er begleitet sie. Weshalb sollten sie also Angst haben?... Ruhig und in vorbildlicher Ordnung gehen die Kinder davon, und an ihrer Spitze marschiert schweigend Janusz Korczak.“ Von anderen Augenzeugen wird berichtet, daß Vorübergehende, als sie diesen Zug sahen, schluchzend niederknieten und beteten. Auch in Maidanek noch hätte Dr. Korczak zurücktreten können. Er blieb bei den Kindern.

Wenn ein Dichter es wagt, ein solches Geschehnis aus unseren Tagen, eine Tat soldher Art darzustellen, so geht man nur zögernd an das Buch heran, besonders vielleicht, wenn es sich um das Textbuch eines Theaterstückes handelt. „Der Verfasser hat dieses Stück nicht erfunden“, wird auf der ersten Seite erklärt. „Er hat es nur aufgeschrieben.“ Er hat es auf eine nüchterne, ganz unpathetische Art „aufgeschrieben“. Er hat kein Theaterstück im üblichen Sinn daraus gemacht, nicht etwas spielen lassen, was nicht spielbar ist. Die fünf Darsteller tragen keine Kostüme, sondern ihre Alltagskleidung, sie treten als der Schauspieler X und die Schauspielerin Y auf die Bühne. Die Bühne zeigt drei Stühle und einen Kinderbaukasten, sonst nichts. Der Autor will keine Illusionen wecken und keine Theatergefühle, aber es gelingt ihm auf seine sehr nüchterne, sehr unpathetische Weise, den Stoff, diesen nicht darstellbaren Stoff so dicht, so verdichtet vor unsere erschrockenen Sinne hinzustellen, daß wir gebannt und im Innersten getroffen sind. Es wird uns bewußt, daß es hier „nicht um ein erfundenes Schicksal geht. Es geht um Wirklichkeit.“ Und um welche Wirklichkeit. Sie wird manchem der Leser oder Hörer und Zuschauer vielleicht zum ersten Mal bewußt werden.

Der Verfasser ist Westfale, 1917 in Soest geboren. Es wurde ihm für dieses Stück der Leo-Baeck-Preis zugesprochen.

José Orabuena: Rauch oder Flamme. Roman. Zürich 1960, Thomas-Verlag, und Paderborn-Wien 1960, Verlag Schöningh, 256 Seiten.

Wir kennen den Autor aus seinem großartigen Roman vom jüdischen Wilna „Groß ist Deine Treue“ (vgl. Rundbrief Nr. 45/48 S. 80). Einen „Roman der Innenwelt“ nennt Karl Pflieger das vorliegende Buch (vgl. Christlicher Sonntag Nr. 18 vom 30. 4. 1961). Es spricht nicht gegen seine Qualität, daß es kaum ein Bestseller werden wird, dafür ist es zu still, und die Forderung, die es an den nachdenklichen Leser stellt, zu hoch. Denn es geht in ihm um nichts Geringeres als „das große, allgemeine Verzeihen“.

Die es am nachdrücklichsten vertreten, sind Bernardo Ammanati, ein ehemaliger Richter in Florenz, der faschistische Verfolgung und Haft hinter sich hat, und ein namenloser russischer Jude, ein Dichter, dem von Kindheit an „Hunger, Angst, Bedrohung, Totschlag“ vertrauter sind als die Jahreszeiten. Er hat die russischen Pogrome erlebt und die deutschen Vernichtungslager. In seinem langen schmerzvollen Leben ist ihm die Erkenntnis erwachsen, daß die uneingeschränkte Verzeihung das Leiden umgestaltet und den Haß im eigenen Herzen entwaffnet. So beseelt ihn im Alter nur noch der Wunsch, diese Erkenntnis weiterzugeben. „Mein Werk“, erklärt er dem jungen Dichter Angelo, den er als seinen Erben im Geiste ansieht, „beruht auf dem Leiden des eigenen Daseins und des Leidens und Daseins von Millionen Gefolterten. Ich habe in vielen Jahrzehnten gelernt und die Erfahrung hat mich gelehrt, daß weder Rache noch Strafe die armselige menschliche Kreatur voranbringt. Es genügt auch nicht das Ertragen... Es bedarf des Verzeihens